

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Band: 61 (1967)
Heft: 4

Buchbesprechung: China von innen gesehen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

geht. Aber als ich erwachsen wurde, merkte ich, dass Christus nicht nur in der Kirche ist, weil er sozusagen inkognito, unter anderem Namen, in der Welt lebt und handelt, weil er dort ist, wo Menschen, anders als zuvor, wirklicher und befreiter leben, und weil er dort gekreuzigt wird, wo Menschen um ihr Leben gebracht werden, in welchen Formen auch immer. – Die verfasste Kirche ist nicht mehr der einzige Ort, wo nach Christus gefragt und an ihn geglaubt wird. Gibt es nicht als Folgeerscheinung der Säkularisation eine «Kirche ausserhalb der Kirche», eine verborgene, eine latente Kirche, in der Christus wie einst in Emmaus unerkant gegenwärtig ist?

China von innen gesehen*

William G. Sewell, ein englischer Wissenschaftler aus Quäkerkreisen, ging schon 1924 nach China und arbeitete bis zum Zweiten Weltkrieg als Chemieprofessor an einer von englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften gegründeten Universität in Westchina. Nach dem Krieg, den Sewell mit Frau und drei Kindern unter furchtbaren Entbehrungen in einem japanischen Gefangenenlager zugebracht hatte, kehrte er 1947 auf Wunsch seiner chinesischen Freunde an seine Universität zurück und blieb dann schliesslich bis 1952; er erlebte demnach den Umschwung in China, und zwar nicht als unbeteiligter Zuschauer. Es lag weder in seiner Natur, noch erlaubte ihm seine Quäker-Einstellung, mit den Leuten seiner Kleinstadt zusammen zu leben, ohne an ihren Freuden und Leiden teilzunehmen. Erst solche gemeinsame Erfahrungen gaben ihm das Verständnis für die Vorgänge in China.

Was für westliche Leser dieses Berichtes sich als besonders interessant und wertvoll erweist, ist die Schilderung der Nachkriegsepoche in China, die für William Sewell mit seiner Rückkehr an die Universität Jen-Dah (1947) anhub. Es war die Zeit des Bürgerkrieges und des Abstieges von Tschiang Kai-schek mit ihrer allgemeinen Unsicherheit und der Ratlosigkeit des Regenten, die den letzten Rest seiner Autorität verschwinden liess. Für die Professoren, die ihre Gehälter zum grössten Teil in harter Währung, in Dollars oder Pfund Sterling, ausbezahlt bekamen, waren es, äusserlich gesehen, keine schlimmen Wochen und Monate; zu viele von ihnen konnten denn auch der Versuchung nicht widerstehen, für ihre Dollars Juwelen und sonstige chinesische Familienerbstücke zu erwerben – vollkommen blind für die Wirkung, die solche Transaktionen in einer Kleinstadt haben mussten. Zum Verzweifeln war die Lage für die Studenten, die für ihre beschränkten Mittel keine Nahrungsmittel mehr bekommen konnten oder die Schule verlassen mussten. Kinderverkäufe waren zu dieser Zeit sehr häufig. Auf der ganzen Bevölkerung lastete natürlich auch die Angst vor dem, was nach der Niederlage Tschiangs kommen würde, vor einem Versinken ins Chaos wie vor dem kommunistischen Regime, das unvermeidlich näherrückte und durch die nächtlichen Verhaftungen von

* «I Stayed in China» von William G. Sewell, Georg Allen & Unwin Ltd., 221 Seiten, 1966.

Kommunisten oder «Verdächtigen», die Tschiang Kai-scheks Geheimpolizei vornahm, nicht vermindert wurde. Studenten, die man gewarnt hatte, verschwanden und tauchten später bei der Befreiungsarmee wieder auf. Gegen Ende seiner Kampagne, auf dem Rückzug nach Formosa begriffen, kam auch Tschiang mit seinem Stab durch das Städtchen Duliang. Durch seinen Militärgouverneur erkundigte er sich bei den westlichen Professoren, denen er offenbar enge Vertrautheit mit den politischen Plänen der Amerikaner zutraute, wann nach ihrem Dafürhalten der Dritte Weltkrieg ausbrechen werde. Nur ein solches Ereignis und die Hilfe der USA könnten ihn noch vor der Niederlage retten, gab er damit zu.

Seine Truppen verliessen die Stadt, und die Provinz und die Bevölkerung sah ihren kläglichen Rückzug. Die Häuser blieben geschlossen, der Zugang zur Stadt wurde verbarrikadiert. Alles schien den Atem anzuhalten.

Zwei Tage später erschienen die ersten Vorboten der kommunistischen Truppen, junge, gut aussehende Leute in Khakiuniform. Zu gleicher Zeit bekam man Flugblätter in die Hand mit den «Acht Rechten des Volkes», Religionsfreiheit unter ihnen. Würden sie gehalten werden? Die chinesische Revolution, die mit dem Sturz der Mandschu-Dynastie so hoffnungsvoll begonnen hatte, war zu einer heillosen Verwirrung ausgearbeitet. Sicher war nur eins – die Kuomintang mit Tschiang Kai-schek an der Spitze bot keinen Ausweg und musste weg. Tschiang hatte als letzte Massnahme noch Order gegeben, die Gefangenen in den Händen seiner Geheimpolizei zu ermorden. In Duliang waren es zwischen 20 und 30, die entweder erschossen oder lebendig begraben wurden. Damit schloss die Ära der Kuomintang.

Der Einzug der Volksarmee war ein Ereignis, das nie vergessen wurde. Die roten Banner kamen in Sicht. Noch vorher aber, schon von weitem, war das Singen zu hören. Alle Jungen nahmen das Lied auf – «Der Osten ist rot». Musik und Bilder – von Marx und Mao Tse-tung und Tschu Teh und anderen chinesischen Führern, unterbrochen durch Tanzgruppen. Die Militärabteilungen, in endloser Prozession, führten fast ausschliesslich amerikanische Waffen mit, die sie entweder im Kampf erobert oder von Kuomintang-Führern gekauft hatten. «Es ist immer vorteilhaft» fügt William Sewell hinzu, «wenn beide Bürgerkriegsparteien das gleiche Fabrikat an Waffen mit sich führen.»

Es war der Tag der jungen Generation. Die Stadt sah plötzlich ganz anders aus – offene Läden, Banner und Dekorationen überall, und Tanz auf öffentlichen Plätzen. Die alten Leute schauten nachdenklich zu, sie hatten schon zu viele Hoffnungen und Versprechungen in nichts zerrinnen sehen.

Die ersten Schritte der neuen Regierung liessen nicht auf sich warten. Der General, der die einziehenden Truppen geführt hatte, neben ihm der Rektor und Ma Kwei-li, der Präsident einer Studentenvereinigung, der seinerzeit im Hause Sewells Zuflucht vor Tschiangs Geheimpolizei gesucht hatte – alle drei standen nun auf der Plattform in der grossen Halle der Universität. Der General wies in kurzen Worten auf die Jahre des Leidens

und der Demütigungen hin, die China hatte einstecken müssen. Das gehöre nun der Vergangenheit an.

Mit dem alten Regime verschwand für die Universität auch das Disziplin-Dekanat, ein schöner Name für das üble Amt des offiziellen Angebers innerhalb der Universität. Weg mussten auch die faschistischen Jugendcorps und alles, was an die Kuomintang erinnerte. Die westlichen Hochschuldozenten, hiess es, seien willkommen, die Religionsfreiheit zugesichert. Doch stünde nur die Kirche der Universität für Gottesdienste zur Verfügung, hiess es, keine anderen Räume mehr.

Bis eine Zivilregierung gebildet sei, werde Hauptmann Wong die Universität bei den militärischen Behörden vertreten. Ihm zur Seite stehe der schon erwähnte Studentenvertreter Ma Kwei-li, der sich in der Universität auskenne. Der General schloss mit den Worten: «Wir mögen Fehler machen, aber Ma Kwei-li wird dafür sorgen, dass es so wenige sein werden wie möglich.» Hauptmann Wong und Ma Kwei-li waren von da an in einem der Hochschulgebäude immer zu sprechen für Ratsuchende. Fest stand, dass sie keine Kompetenz hatten, von sich aus irgendwelche Massnahmen gegenüber der privat geleiteten Universität anzuordnen.

Zum Schluss forderte der General Studenten und Lehrer auf, in ihre Abteilungen zurückzukehren – *nicht zum Studium – sondern zur Diskussion des Gehörten in Gruppen und zur Planung ihrer Arbeit. Sie sollten in Zukunft nicht länger Instruktionen, gute und schlechte, von Vorgesetzten entgegennehmen, sondern sie alle sollten sich dazu äussern und ihren Beitrag leisten.*

Dies waren die ersten Kontakte der Universität mit der neuen Regierung. In diesem Zeitpunkt entstanden *jene Gruppen*, die im gesamten Leben Chinas eine so grosse Rolle spielen. Sie sind oft Studienzirkel oder auch «Zellen» genannt worden, aber ihre Bedeutung geht über diese Bezeichnung hinaus.

Die Einigung Chinas unter der roten Fahne war viel schneller vor sich gegangen, als erwartet worden war, so blieben Schwierigkeiten, besonders infolge des Mangels an geschulten Beamten, nicht aus. Es war nur dem offenbaren guten Willen der Neuen zuzuschreiben und ihrer Bemühung, dem Volk zu dienen, dass eine Brücke gefunden werde, wenn, wie es oft geschah, das langsam sich einstellende Vertrauen wieder durch eine verfrühte Massnahme in Frage gestellt wurde. So wurde noch vor dem Befreiungsfest plötzlich angeordnet, dass alle noch vorhandenen, versteckten Silberdollars und Goldbarren gegen Noten abgeliefert werden müssten, dies trotz dem Horror vor dem Kuomintang-Papiergeld, der den Leuten noch in den Knochen steckte. Ein andermal wurde befohlen, alle Monatssaläre müssten durch eine Bank ausbezahlt werden, was wieder eine Welle des Misstrauens erzeugte. Dies hinderte aber nicht, dass innert kurzer Frist die Preise für Lebensmittel und Waren des täglichen Gebrauchs schnell fielen und sich *eine Stabilität der Wirtschaft* einstellte, wie man sie seit 40 Jahren nicht mehr gekannt hatte.

Für Jen-Dah, die Universität, wo William Sewell die Verhältnisse beson-

ders gut beobachten konnte, begann in mancher Hinsicht ein ganz neues Leben. Es stellte sich heraus, dass die Leitung der Arbeit nicht länger einigen wenigen überlassen werden durfte, sondern jeder einzelne musste Verantwortung für Planen und Ausführung auf sich nehmen. Ein Führungsgremium, bestehend aus Vertretern der Dozenten, der Studierenden und der Angestellten, die ihrerseits von ihren Gruppen beraten wurden, war mit dem Direktor für die Verwaltung der Universität verantwortlich. Die Beratungen erforderten Zeit. Entscheidungen wurden verlangsamt oder aufgeschoben. Die wenigsten Dozenten aus dem Westen bestanden die Geduldssprobe. Für die Hauptbeteiligten waren diese Konsultationen eine unerhört wichtige Methode, zu einstimmig gefassten Beschlüssen zu kommen. Wenn eine Entscheidung schwerfiel, erfolgte nie ein Mehrheitsbeschluss, sondern die Gruppen (von etwa 15 Personen) befassten sich immer wieder mit dem Problem, bis sich Einstimmigkeit ergab. Diese Quäkerart der Geschäftsführung, bei der Zeitverlust in Kauf genommen wurde, resultierte aber für die Beteiligten in einem mächtig gesteigerten Gefühl der Einigkeit und Zusammengehörigkeit. In dieser Art wurden Examenmethoden, Stipendienprobleme zum Beispiel erörtert. Im letzteren Fall wurden die vorhandenen Mittel nach dem Grad der Notwendigkeit neu verteilt und Möglichkeiten der Selbsthilfe durch freiwillige, zusätzliche Arbeit in Aussicht genommen.

Natürlich wurden auch die theoretischen Schriften des Marxismus und Leninismus studiert, aber in der durch Mao an chinesische Verhältnisse angepassten Interpretation. So wurde das «Allgemeine Programm» oder die «Neue Demokratie» gelesen und ihre Bedeutung für die Entwicklung des neuen Staates diskutiert.

Die Veränderung im äusseren Gewand des Landes ging übrigens vor den Augen Sewells vor sich. Mit dem seit Jahrzehnten ersehnten Frieden war mehr Selbstvertrauen und persönliche Würde und der Wille zum Wiederaufbau eingekehrt. Die Stadt erhielt ein anderes Aussehen, wurde sauber gehalten; die Bettler mit ihren zur Schau gestellten schwärenden Wunden wurden den Krankenhäusern zugewiesen. Banditen, desertierte Soldaten der Kuomintang wurden mit etwas Geld versehen nach Hause geschickt oder zur Ausbildung in die Rote Armee aufgenommen. Die Gegend wurde auch von den herrenlosen Hunden, einer wahren Landplage, befreit. Der Fluss, der durch die Stadt zieht, war durch lange Vernachlässigung zur übelriechenden Kloake geworden und drohte bei den Sommerregen über die Ufer zu treten. Das war eine Aufgabe für die ganze Bevölkerung und wurde als solche einstimmig durchgeführt, unter Teilnahme auch der Universität. Es war ein unvergessliches Ereignis, die Freude gemeinsamer Anstrengung, das Gefühl der für das Gemeinwohl und für die Gesundung der Stadt geleisteten Arbeit. Alles trug zum Erfolg bei. Zur Erheiterung der ganzen Stadt erschien in Hongkonger Zeitungen später ein Bericht, wonach der Duliangfluss durch Sklavenarbeit – «einem widerwilligen Volk durch ein totalitäres Regime aufgezwungen» – gesäubert worden sei.

Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, wie es in China

empfunden wird, ist für den Westler mit seinem Gefühl für individuelle Entwicklung und eigenständiges Handeln schwer zu verstehen. Obwohl grosses Gewicht auf persönliche Verantwortung gelegt wurde, interessierte sich die neue Gesellschaft nicht für individuelle Entwicklung an sich. «Wir einzelnen waren ein Teil von etwas viel Höherem, einer neuen Demokratie, die ‚uns‘ gehörte, aber in welcher ‚Ich‘ sehr wenig bedeutete, ausser als Teil des nationalen ‚Wir‘. Doch in diesem ‚Wir‘ war ‚Ich‘ ein sehr realer Teil, und ein fundamentales Bedürfnis von mir und von allen Menschen fand sich hier befriedigt, denn in jedem von uns, Mann, Frau und Kind – wie bescheiden wir auch sein mochten –, lebte die Überzeugung: ‚Man hat mich nötig, ich gehöre zum Volk.‘ Persönlichkeit er stirbt in der Isolierung, in der Gruppe blüht sie.»

Der alte Gelehrte Su, den William Sewell gut kannte, geriet in die Vereinsamung und nahm sich das Leben. Seine Abschiedsworte waren: «Für mich ist keine Hoffnung – für China aber besteht jede Hoffnung.» Sein Tod hatte eine scharfe Zurechtweisung für Jen-Dah zur Folge. «Hatten seine Kollegen und Schüler etwas getan, um seine Sorge um die Zukunft zu zerstreuen? Sie waren alle an seinem Tod schuld, denn er war ein ehrwürdiges Mitglied der Universität und seines Volkes, und sie hatten sich nicht um ihn gekümmert.» Dies waren die Worte des militärischen Vertreters!

Nun war es nicht so, dass alle westlichen Lehrer von Jen-Dah sich an das intensive Gemeinschaftsleben der neuen Ordnung, an die vielen Extrasitzungen und Auseinandersetzungen über politische Themen gewöhnen konnten. Die meisten, die gekommen waren, um aus missionarischem Eifer zu lehren, konnten zudem den Gedanken nicht ertragen, an einer Universität unter einer kommunistischen Regierung zu wirken. Der Koreakrieg beschleunigte den Prozess der Nationalisierung der privaten Universitäten. Als im Februar 1951 China von den Vereinten Nationen als Aggressor bezeichnet wurde, war der Bruch mit Amerika vollzogen. Was sich in der Folge in China abspielte, war ein bewusstes und demonstratives Abrücken von den westlichen Werten und Vorstellungen oder, wie es in Jen-Dah ausgedrückt wurde, ein Abschütteln sowohl der Amerika-Verehrung wie der Amerika-Furcht und schliesslich des Glaubens an die traditionelle Freundschaft Amerikas für China. Es ist dies ein Prozess, der sich bis in die sogenannte «Kulturrevolution» der Gegenwart fühlbar macht.

Auch William Sewell verschweigt nicht, dass diese politische Kehrtwendung grausame Tragödien geteilter Loyalität zur Folge hatte. Wie wäre es anders möglich gewesen, hatten doch selbst chinesische Persönlichkeiten an führender Stelle, Tschu Teh zum Beispiel, einen Präsidenten Roosevelt verehrt und ihre Bewunderung auch auf das amerikanische Volk übertragen.

Die Abwendung von westlichen Anschauungen erstreckte sich nicht auf die Religionsausübung. Seit den Tagen, da China infolge seiner militärischen Niederlage gezwungen gewesen war, Missionare aufzunehmen, ihnen zu erlauben zu reisen, wo sie wollten, und ihren bekehrten Anhängern den

Schutz ausländischer Mächte zu gewähren – war mehr als ein Jahrhundert vergangen. Jetzt hatte sich die Kirche von westlicher Aufsicht freigemacht, ebenso wie von ihrer früheren Abhängigkeit von ausländischer finanzieller Hilfe.

In William Sewells Gruppe an der Universität, die auch einige Christen zählte, fand die Auffassung eines chinesischen Evangelisten allgemeine Zustimmung:

«Als Christen sehen wir im Marxismus die Verurteilung unserer Gleichgültigkeit gegenüber den Forderungen sozialer Gerechtigkeit. Unsere Kirchen standen ein (in den Augen des Volkes, d. Ü.) für Vorrecht und Macht, unser Dienst an den Menschen war hochmütig herablassend. Wohltätigkeit ist kein Ersatz für menschliche Würde – wir begrüßen das marxistische Urteil über die Oberflächlichkeit unserer sozialen Anteilnahme und unsere bürgerliche Wohlanständigkeit. Wir achten die marxistische Forderung nach Befreiung des Menschen von Unterdrückung, Demütigung, Ausbeutung und Armut.»

Aus den Diskussionen in William Sewells Gruppe ging hervor, «dass sie Jesus als einen Mann aus dem Volke betrachteten, der mit den Massen litt und von den jüdischen Priestern wie vom kaiserlichen Rom bedrängt und ausgebeutet wurde. Seine revolutionäre Lehre wurde später neutralisiert und verharmlost durch Kleriker, bis das liturgische Ritual und der Prachtaufwand der Kathedralen keine Beziehung mehr hatte zur lebenspendenden Botschaft des Zimmermannssohns.»

William Sewell verbrachte die schicksalsträchtigen Jahre 1947 bis 1952 in China, eine Frist, die ihm ermöglichte, sich eine beruhigende Vorstellung von der weiteren Entwicklung seines Forschungsgebietes an der Universität zu machen. Die Aufgabe, die ihn bewogen hatte, nach dem Krieg nach China zurückzukehren, sah er erfüllt: als blosser faszinierter Beobachter im Lande zu bleiben, erschien ihm nicht gerechtfertigt, um so mehr als seine Familie in England seiner bedurfte. Sein Abschied liess ihn natürlicherweise sich noch einmal vergegenwärtigen, was ihn an China fesselte. Hätte nicht seine Familienbeziehung bestanden, wäre William Sewell wahrscheinlich in China geblieben; denn das Leben in diesem Land, das die westlichen Zeitungen als Polizeidiktatur und Tyrannei schildern, kam seinen natürlichen Neigungen entgegen. Aus einem Quäkermilieu stammend, fand er seinen Weg leichter zu einem Gemeinschaftsleben, wie es die Arbeit an der Universität und nicht nur diese, sondern das Leben in der «neuen Demokratie» überhaupt bot. Wie er seinen chinesischen Freunden gestand: «Wir gehen ineinander auf, so dass euer Leben meines ist, und ich glaube annehmen zu dürfen, dass das meinige euch gehört. Wir sprechen dieselbe Sprache, wir denken ähnliche Gedanken. Das Leben ist voller Hoffnung, voll von mehr als Glück, eher von einem Gefühl der Erfüllung, der Befriedigung.»

Was in China ein grosser Erfolg war, die Bildung von Gruppen, wurde Sewell bedeutet, könnte sich als wertvoll auch im Westen erweisen. Nicht theoretische Zirkel in Verbindung mit Kirchen, sondern etwas emi-

nent Praktisches für die Arbeit und das tägliche Leben als Gegengewicht zu westlichen Tendenzen der Abkapselung und Eigenbrötelei. In China, wo der traditionelle patriarchalische Familienverband aus wirtschaftlichen und anderen Gründen weitgehend gelockert wurde, trat die Gruppe an die Stelle der Familie und trägt sehr zur Integration der verschiedenen Volksschichten und zur Erhaltung humaner Werte bei. Was der Nation angehört, soll auch von der Nation geschützt werden, ist ebenfalls ein in China beachteter Grundsatz, der dem Westen mit seiner Gleichgültigkeit gegenüber Gewässer- und Luftverschmutzung, nur um dieses Beispiel zu nennen, oder mit seiner Verkehrsverwilderung in Erinnerung gerufen werden darf. «Ein Staat, dessen Volk sich in seinen Zielen einig ist, bietet», wie Sewell sagt, «andere Möglichkeiten für menschliches Glück als ein Versklavtsein an die Maschine, die Ausrichtung aller Werte auf das Geld und was das Geld als Statussymbol kaufen kann.»

William Sewell kannte die Genugtuung, mit seiner Arbeit an den Aufbau einer bedeutenden Lehranstalt für Medizin und technische Wissenschaften beigetragen zu haben. Andererseits war ihm vergönnt, Einblicke zu gewinnen in eine menschliche Denkart und praktische Lebensweisheit, die, entgegen vielen westlichen, schön klingenden politischen Grundsätzen, bessere Gewähr bieten für die Erhaltung und Weiterentwicklung menschlicher Werte.

Red.

Kampagne für Friedenssicherung

15./16. April 1967 Biel/Bern

Unter vorstehendem Titel hatte die Schweizerische Bewegung gegen atomare Aufrüstung eine Demonstration für Frieden und Unabhängigkeit für das Volk in Vietnam am 15. April nach Biel einberufen wie auch aufgerufen zu einem am 16. April von Biel nach Bern führenden Friedensmarsch der schweizerischen Atomwaffengegner, welcher der Friedenssicherung galt.

Eröffnet wurden die Demonstrationsveranstaltungen in Biel um 14 Uhr im Foyer des Kongresshauses durch die Vernissage einer von den Kunstmalern A. Schmidlin und Max Bill angeregten und von letzterem eröffneten Ausstellung von durch namhafte Schweizer und je einem indischen und amerikanischen Künstler gemalten zwei Meter hohen und verschiedene Breiten ausfüllenden Bildern zum Thema «Vietnam». Diese künstlerisch bemerkenswerten, gegenständlich und abstrakt gemalten Kunstwerke stellten den Beitrag von 16 Künstlern an die Demonstration dar, die so ihr Kunstschaffen zu einem Aufruf an das Schweizervolk gestalteten, das grausame Geschehen in Vietnam nicht unangefochten ablaufen zu lassen, weil das, was dort geschieht, die Tendenz in sich trägt, sich an jedem Ort der Welt wieder zutragen zu können. Und warum nicht über uns? Ein öffentliches Forumgespräch von 14.30 bis 18 Uhr, zu dem der Zudrang so gross